

D 1086 F - 1/85

Weltweite Hilfe



**DIAKONISCHES
WERK** in Hessen und Nassau



25 Jahre Diakonisches Werk in Hessen und Nassau

- 40 Jahre nach der Befreiung von Auschwitz ● Ökumene: Kirche in China ●
- Stationäre Jugendhilfe unter geänderten gesellschaftlichen Bedingungen ●

INHALT

Zum Geleit.....1

Editorial:

Erinnerungen an den Auftrag, die Anfänge,
die Probleme und an die Zusagen Gottes

Zum Jubiläum des Diakonischen Werkes.....2

Heinz-Günther Gasche

Berichte und Nachrichten..... 11

Wechsel im Amt

des Kirchenpräsidenten 17

Heinz-Günther Gasche

40 Jahre nach der Befreiung von Auschwitz

Ansprache zum Abschluß des Mahngangs

am 30. Januar 1985 19

Martin Stöhr

Ökumene

Wie ein Saatkorn, das in der Erde liegt

Die Kirche in China 26

Willy Beppler

25 Jahre Diakonisches Werk in Hessen und Nassau

Dokumentation der Festveranstaltung

am 23. Januar 1985 im Dominikanerkloster,

Frankfurt 33

— Predigt zum Jubiläum

„25 Jahre Diakonisches Werk in Hessen und Nassau“.....34

Helmut Hild

Begrüßung.....38

Wilhelm Fresenius

— Festvortrag

„ ... Wesensäußerung der Kirche Jesu Christi“

Zur Lage der Diakonie im heutigen Sozialstaat.....39

Michael Stolleis

— Grußwort des Hessischen Ministers

für Arbeit, Umwelt und Soziales.....51

Armin Clauss

— Grußwort des Rheinland-Pfälzischen

Ministers für Soziales, Gesundheit und Umwelt 54

Rudolf Geil

— Grußwort des Präsidenten des

Diakonischen Werks der EKD..... 57

Karl Heinz Neukamm

— Grußwort des Vorsitzenden der Liga

der Freien Wohlfahrtspflege in Hessen 59

Gerhard Schulte

— Grußwort des Präses

der Kirchensynode der EKHN

Otto Rudolf Kissel

— Schlußwort 63

Jan Niemöller

Ausgangsgebet.....64

Helmut Spengler

Mit dem Kronenkreuz in Gold

wurden geehrt U3

Im Sonderteil

Die Verantwortung eines Trägers der stationären

Jugendhilfe unter geänderten

gesellschaftlichen Bedingungen

Dietmar Neubert

Zeitschrift des Diakonischen Werks in Hessen und Nassau, Ederstraße 12, 6000 Frankfurt/M. 90

Mitarbeiter dieses Heftes: Willy Beppler, Pfarrer, Beauftragter für Südnassau des Amtes für Mission und Ökumene der EKHN, Wiesbaden; Armin Clauss, Hessischer Minister für Arbeit, Umwelt und Soziales, Wiesbaden; Dr. nat. Wilhelm Fresenius, Professor. Fresenius-Institut, Taunusstein-Neuhof, Vorsitzender der Hauptversammlung des Diakonischen Werks in Hessen und Nassau, Frankfurt/Main; Heinz-Günther Gasche, Pfarrer, Hauptgeschäftsführer des Diakonischen Werks in Hessen und Nassau, Frankfurt/Main; Rudolf Geil, Rheinland-Pfälzischer Minister für Soziales, Gesundheit und Umwelt, Mainz; D. Helmut Hild, Pfarrer, ehemaliger Kirchenpräsident der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, Darmstadt; Dr. Otto Rudolf Kissel, Professor, Präsident des Bundesarbeitsgerichts (Kassel), Präses der Synode der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, Darmstadt; Dietmar Neubert, Diakon, Sozialarbeiter (grad.), Erziehungswissenschaftler, Leiter der Sozialdiakonie Hephata, Karl Heinz Neukamm, Pfarrer, Präsident des Diakonischen Werks der EKD, Stuttgart; Jan Niemöller, Amtsrichter, Vorsitzender des Hauptausschusses des Diakonischen Werks in Hessen und Nassau, Frankfurt/Main; Gerhard Schulte, Caritasdirektor des Diözesan-Caritasverbandes, Limburg, z. Z. Vorsitzender der Liga der Freien Wohlfahrtspflege in Hessen; Dr. Horst Seibert, Pfarrer, Geschäftsführer und Leiter der Abt. I — Theologie und Information — im Diakonischen Werk in Hessen und Nassau, Frankfurt; Helmut Spengler, Pfarrer, Kirchenpräsident der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, Darmstadt; D. Martin Stöhr, Pfarrer, Direktor der Evangelischen Akademie Arnoldshain, Schmitten/Taunus; Dr. Michael Stolleis, Professor für Öffentliches Recht und neuere Rechtsgeschichte im Fachbereich Rechtswissenschaften an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität, Frankfurt/Main. **Bildnachweis:** S. 13 (2 x) Pressestelle der Stadtwerke Frankfurt am Main; S. 17, 35, 36, 38, 39, 42, 46, 51, 54, 56, 57, 59, 61, 63 Peter Zollna, Frankfurt/Main; S. 21, 23, 1/1 KNA; S. 22 dpa; S. 27 Peter Williams; S. 29 Willy Beppler.

Redaktion: Dr. Horst Seibert (verantw.), Diethart Finger.

Redaktionsbeirat: Prof. Dr. Rolf Bick, Bickenbach; Pfarrer Meinold Krauss, Darmstadt; Dekanatsstellenleiter Hubertus Röhrig, Ingelheim; Prof. Dr. Dieter Stoodt, Darmstadt.

Herausgeber und Verleger: Diakonisches Werk in Hessen und Nassau, Ederstraße 12, 6000 Frankfurt 90.

Diese Zeitschrift wird als Mitarbeiter- und Freundeskreiszeitschrift kostenlos abgegeben.

Herstellung und Versand: PLAG-Druck — Druck und Verlag — 3578 Schwalmstadt-Treysa.

35. Jahrgang — Heft 1 (204) — 1. Quartal 1985

Erinnerungen an den Auftrag, die Anfänge, die Probleme und an die Zusagen Gottes

Zum Jubiläum des Diakonischen Werkes

Heinz-Günther Gasche Fünfundzwanzig Jahre Bestehen des Diakonischen Werks in Hessen und Nassau sind eingebettet in zweitausend und viel mehr Jahre der Diakonie Gottes vom Anfang der Welt bis heute, deren Höhepunkt Jesu Kreuz und die Rast und Erneuerung bei seiner Mahlfeier sind.

Der Auftrag

- Das Jahr 1960 ist das Gründungsjahr des Diakonischen Werks: Da wurde von der Synode der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau das Kirchengesetz über die Diakonie verabschiedet und der Satzung des neuen Werkes zugestimmt. Die erste Hauptversammlung fand ein Jahr später, nämlich am 4. 7. 1961, in Frankfurt statt. Im Gottesdienst in der alten Nikolaikirche zur Eröffnung predigte der damalige Kirchenpräsident Martin Niemöller. Der Predigt lag der Schluß des 9. Kapitels im Lukas-Evangelium zugrunde, von dort wiederum der Satz: „Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes.“ Unter anderem hieß es in der Predigt:

Wenn der junge Wichern auf dem Wittenberger Kirchentag von der Kirche verlangte, sie müsse, und zwar um ihres Herrn willen, d. h., um ihres Glaubens willen, zu der Erkenntnis durchdringen und zu dem Bekenntnis hinfinden „Die Liebe gehört mir wie der Glaube“, dann ist diese Erkenntnis in unserer Generation ja endlich bei uns und in unseren Kirchen zum Siege gekommen. Und wir schicken uns eben an, diese Erkenntnis als Bekenntnis in die Tat und das Leben umzusetzen ... Der Acker liegt vor uns, und der Pflug ist mit der Organisation,

die unsere Kirche und das Diakonische Werk — Innere Mission und Hilfswerk — gemeinsam geschaffen haben, der Pflug ist bereitgestellt, hoffentlich ein guter Pflug, hoffentlich ein brauchbares Ackergerät . .

Der Kirchenpräsident wußte, wovon er sprach, als er sich mit dem diakonischen Auftrag befaßte. Im Synodenprotokoll aus dem Jahr 1960 ist festgehalten, „daß gerade der Herr Kirchenpräsident an den Arbeiten des gesamtkirchlichen Ausschusses für Diakonie so intensiv teilgenommen und uns so wertvolle Beiträge dazu geliefert hat, daß wir ihm an erster Stelle danken sollten! (Beifall)“ (S. 376). Martin Niemöller wußte freilich auch, daß das alles „keine einfache Sache ... und ... schon gar keine selbstverständliche Sache ...“ ist. Es bedarf großer Anstrengungen und vor allen Dingen der jeweils neu zu empfangenden Gaben Gottes, damit Kirche diakonische Kirche wird.

- Wer sich auf Diakonie einläßt, muß und wird zuerst erfahren, daß es sich um Gottes Diakonie an uns handelt. „Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte, er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden und vergilt uns nicht nach unserer Missetat“ (Psalm 103).

Diakonie hat es immer mit dem anderen und mit dem Verhältnis zwischen beiden zu tun. Das Urteil der Isolation und der falschen Wege, das uns immer wieder gesprochen werden muß, ist doch nicht zwingend das endgültige Urteil über uns: „Wir gingen alle in die Irre; ein jeder sah auf seinen Weg“ (Jes. 53). Es darf vielmehr jener Grundsatz Alten und Neuen Testaments aufgenom-

men, dankbar und froh erfahren werden: „Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen“ (Jes. 42, 3; Matth. 12, 18-21).

An ihr Ziel kommt Gottes Diakonie im Diakon Jesus Christus, der die Verlorenen sucht, die Abgeschriebenen in neue Geltung bringt und „kaputte Typen“ so ansieht, daß sie Ansehen gewinnen. Hier wird Diakonie als Hingabe bis in den Tod gelebt und auch aus Liebe durchlitten.

- Fortan gelten die „Werke der Barmherzigkeit“ (Matth. 25): Hungrige speisen, Durstige tränken, Fremde aufnehmen, Nackte bekleiden, Kranke besuchen, sich Gefangenen zuwenden. Hier sind die Grundraster unseres Verhaltens gegeben, durch die wir Orientierung erlangen, aus denen wir Gewißheit empfangen und eben den Willen Gottes entnehmen dürfen. Dies gilt, solange die Erde steht und solange wir einen Atemzug tun können.

- Angesprochen ist freilich nicht nur der einzelne, sondern der einzelne in der Gemeinschaft, also zuerst und zuletzt die Gemeinde, der wir jeweils angehören. Der Ort der Diakonie ist die einzelne Gemeinde. Alles, was daneben und darüber hinaus geschieht, empfängt von dort aus seine Impulse, auch jeweils die Menschen, die gebraucht werden und die neue Kraft, die in diesem oft mühsamen Dienst erforderlich ist. Das Kirchengesetz aus dem Jahr 1960 regelt deshalb den diakonischen Aufbau in drei Kreisen oder in drei Zuordnungen, nämlich

1. Diakonie in der Gemeinde,
2. Diakonie im Dekanat,
3. Diakonie in der Gesamtkirche.

Die Präambel nimmt auf, was über hundert Jahre zuvor Johann Hinrich Wichern auf dem Wittenberger Kirchentag zwar bezeugt und auch als Wunsch und Forderung an die Kirche gerichtet, aber zu seiner Zeit nicht erreicht hat. Daß nämlich „Diakonie als der Dienst der christlichen Liebesarbeit ... eine Wesensäußerung der Kirche Jesu Christi“ ist.

- Der Auftrag zur Diakonie gehört vom Ursprung her zum Wesen der Kirche. In verschiedenen Epochen der Kirchengeschichte kam dies jedoch unterschiedlich deutlich zum Vorschein. Gerade in Notzeiten aber hat die Kirche Jesu Christi sich dessen erinnert, so auch nach dem Zusammenbruch im Jahre 1945. In der Grundordnung der EKD, die 1948 in Eisenach beschlossen wurde, heißt es an hervorgehobener Stelle in Art. 15: „Die Evangelische Kirche in Deutschland und die Gliedkirchen sind gerufen, Christi Liebe in Wort und Tat zu verkündigen. Diese Liebe verpflichtet alle Glieder der Kirche zum Dienst und gewinnt in besonderer Weise Gestalt im Diakonat der Kirche; demgemäß sind die diakonisch-missionarischen Werke Wesens- und Lebensäußerung der Kirche.“

Die Anfänge in Hessen und Nassau

- 1848 wurde Wichern vom Wittenberger Kirchentag beauftragt, einen „Centralausschuß für die Innere Mission der Evangelischen Kirche“ zu bilden. 1849 entstand der „Evangelische Verein für Äußere und Innere Mission im Großherzogtum Hessen“, der später „Hessischer Landesverein“ hieß. 1850 kam es zur Gründung des Evangelischen Vereins für Innere Mission im Her-



Weltweite Hilfe April/Juni 1962

zogtum Nassau und gleichfalls zur Gründung des Evangelischen Vereins für Innere Mission in Frankfurt am Main. Seit 1878 wirkte der Oberhessische Verein für Innere Mission in Gießen (der 1958 in den Hessischen Landesverein einging). Diese Vereinigungen entstanden neben der verfaßten Kirche. Sie bedienten sich des neu entstandenen Vereinsrechtes, das ein Höchstmaß an freier Entfaltung garantierte.

Den nächsten großen „diakonischen Schub“ gab es — abgesehen von der Entwicklung innerhalb des sog. Dritten Reiches

— nach dem Zusammenbruch. In einer Krisensituation größten Ausmaßes entstand 1945 das Hilfswerk der Evangelischen Kirche. Erstmals bildete die evangelische Kirche einen unmittelbar mit ihr zusammengehörenden „Wohlfahrtsverband“. Rechtlich galt das Hilfswerk als „Sondervermögen der Kirche“. Die Verwaltung war weitestgehend zentral geregelt und wurde in einem Hauptbüro zusammengefaßt. Die Aufgabenstellungen entsprachen der Notsituation der Nachkriegszeit: z. B. Flüchtlings-, Ernährungs- und Wiederaufbauhilfen.



Weltweite Hilfe Juli/September 1966

Anders als erwartet, nahmen aber auch die alten Vereine und Verbände für Innere Mission ihre Arbeit wieder auf, so daß es unversehens zu einer Zweigleisigkeit der Diakonie der evangelischen Kirche kam. Diese Entwicklung machte eine tiefergehende Reform der Strukturen wie der Inhalte erforderlich.

- Von der Gründung der Inneren Mission im vergangenen Jahrhundert und der Hilfswerkgründung nach dem Zusammenbruch am Ende des Zweiten Weltkriegs bis zum Diakonischen Werk war ein weiter Weg zurückzulegen. Bereits am 15. Oktober 1945 entstand ein Hauptbüro für Großhessen. Drei Jahre später, nachdem die „Evangelische Kirche in Hessen und Nassau“ aus drei ehemals selbständigen Kirchengebieten gegründet (und noch keineswegs zusammengewachsen) war, schlossen sich auch die drei Landesverbände der Inneren Mission zu einem „Landesverband der Inneren Mission in Hessen und Nassau“ zusammen. Erstmals war die Kirchenleitung im Vorstand dieser Vereinigung vertreten.

Erst drei Jahre später wurde durch die Kirchensynode das Kirchengesetz über den „Gesamtkirchlichen Ausschuss für die Diakonie in der EKHN“ und das „Kirchengesetz über das Hilfswerk der EKHN“ von der Synode verabschiedet. In beiden Gesetzestexten wurde endlich deutlich formuliert, daß Diakonie Sache der Gemeinde, aller der Gemeinde angehörenden Menschen ist. Schließlich kam es nach jahrelanger Verhandlung im Jahr 1960 zum Zusammenschluß von Innerer Mission und Hilfswerk im „Diakonischen Werk in Hessen und Nassau“.

- Gründungsmitglieder des Diakonischen Werks in Hessen und Nassau waren die drei Vereine für Innere Mission in Hessen, in Nassau und in Frankfurt sowie das Hilfswerk. Viele weitere Mitglieder sind in der folgenden Zeit dazugekommen. Charakteristisch für das Diakonische Werk in Hessen und Nassau war auch, daß die Bezirksstellen der Diakonie — früher teilweise bei den Verbänden für Innere Mission, teilweise als Lebensmittelverteilstellen beim Hilfswerk verankert — fortan als Dekanatsstellen zum Diakonischen Werk gehörten. In diesen Stellen geschieht Beratung für einzelne der Hilfe bedürftige Menschen wie für Gemeinden und Dekanate.

Heute gehören zum Diakonischen Werk in Hessen und Nassau insgesamt 207 Mitglieder:

- 31 ohne nachgeordnete Einrichtungen (also weitere Häuser der Diakonie),
- 97 mit nachgeordneten Einrichtungen und 19 Vereine für Jugend- und Erwachsenenhilfe im DWHN.

Dazu kommen die 60 Dekanate der EKHN, die das DW mittragen.

In ca. 270 Einrichtungen mit annähernd 19.000 Plätzen arbeiten ca. 6.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter hauptamtlich. Dazu kommt die Fachaufsicht und fachliche Begleitung über 540 Kindertagesstätten in den Kirchengemeinden, die Fachberatungen für die dort tätigen rd. 2.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Probleme

- Das Diakonische Werk in Hessen und Nassau ist Werk der evangelischen Kirche. Zugleich ist das Diakonische Werk aber

auch Spitzenverband der Freien Wohlfahrtspflege. Es arbeitet in Partnerschaft mit den anderen Wohlfahrtsverbänden. Zu seinen Mitgliedern zählen aber auch die Freikirchen, so daß ein Sonderstatus unvermeidlich und unverzichtbar ist.

Durch diese Zwitterstellung sind Spannungen vorgegeben, sind auch Mißverständnisse jeweils möglich. Die Freiheitsspielräume im Blick auf Kirche und Sozialstaat sind erforderlich, sie können gut genutzt werden. Sie sind auch eine Versuchung, die bewußt ist und der gewehrt wird.

- Die sehr unterschiedliche Entwicklung im Sozialbereich wurde gerade von der Diakonie der evangelischen Kirche durch die Jahrzehnte hin kritisch begleitet und im Laufe der Jahre in unterschiedlicher Weise wahrgenommen. Die gesetzliche Entwicklung mündete schließlich in das im Jahr 1961 erlassene Bundessozialhilfegesetz, durch das der Freien Wohlfahrtspflege aufgrund des sogenannten Subsidiaritätsprinzips ein gewisser Vorrang eingeräumt wurde und festgelegt ist, daß die Verbände instandgesetzt werden müssen, ihre Sozialarbeit sachgerecht zu tun.

Die beiden kirchlichen Wohlfahrtsverbände — Diakonie und Caritas — gelangten gerade im siebten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts zu einer zuvor nicht dagewesenen Ausdehnung. Das Finanzvolumen des Diakonischen Werkes wuchs vom Gründungsjahr bis heute von 4,425 Millionen DM im Gründungsjahr auf 53,5 Millionen DM für das Jahr 1985. So hatte die Diakonie in hervorragender Weise Anteil an den Entwicklungen des Sozialstaates. Heute hingegen dürfen wir uns nicht wundern, daß wir genauso



Weltweite Hilfe November/Dezember 1973

an Stagnationen und Einnahmerückgang des Staates partizipieren. Die Frage von Freiheit und Abhängigkeit, von Engagement aus dem Evangelium und genau geregelter hauptamtlicher Tätigkeit ist uns erneut gestellt.

- Diakonie im Namen Jesu geschieht nur identisch, wenn sich Menschen mit dem biblischen Auftrag identifizieren. Damit ist die Frage nach der Mitarbeiterschaft in der Diakonie gestellt: Wer wird gebraucht, welche Anforderungsprofile kann die Diakonie nennen, und welche Spannungen entstehen hier, und mit welchen Diskrepanzen haben wir es zu tun?

Viele Mitarbeiter rühmen den Freiraum, den die Diakonie der evangelischen Kirche anzubieten habe. Manch einer dieser selben Mitarbeiter aber wendet sich gegen die geistliche Grundlage und den daraus resultierenden Anspruch. Die Verbände der Diakonie können die hier entstehenden Fragen nur an die Kirchengemeinden weitergeben, ohne sich damit selbst aus der Verantwortung entlassen zu können.

- Bis heute ist vieles in der Mitgliedschaft im Diakonischen Werk im Fluß. In einigen — seltenen — Fällen geben Rechtsträger ihre Mitgliedschaft auf. Insgesamt ist ein Wachstum festzustellen. Zu den Kriterien, nach denen Aufnahmeanträge für Mitgliedschaft geprüft werden, gehört für uns seit langem die Frage nach der Gemeindeverbundenheit und -zugehörigkeit solcher neuen Initiativen.

- Was steht heute an? So nötig Geld gebraucht wird: Die zur Hilfe fähigen Menschen haben doch Vorrang. Dabei gilt es mit der Einsicht ernst zu machen, daß einer allein und auch eine kleinere Gruppe allein die gebrauchte Hilfe in vielen Fällen nicht zu geben vermögen. So entstand der Gedanke — z. B. in der Suchtkrankenhilfe— der Hilfskette oder der Verbundsysteme. In einigen Arbeitsfeldern ist hier schon vieles gewachsen, in anderen stehen wir noch am Anfang.

Veränderungen und Neuanfänge in den vergangenen Jahren

- Es ist unerlässlich, die Arbeitsvoraussetzungen wie die Arbeitsweisen und -ziele jeweils zu überprüfen und genau zu klären. Ohne davon das Heil zu erwarten, sehen wir

uns seit Jahren dazu genötigt, für die einzelnen Arbeitsfelder Konzepte zu entwickeln. So entstand auch unser „Rahmenkonzept Diakonie in Hessen und Nassau“. Hier ist — soweit ich sehe: erstmalig — der konsequente Versuch unternommen worden, alle Arbeitsfelder der Diakonie kritisch zu beleuchten und unter Fachgesichtspunkten zu klären.

In kaum einem anderen Arbeitsfeld entstand ein Neuanfang in der Weise wie in der Gemeindekrankenpflege. Mit dieser im vergangenen Jahrhundert neu erkannten Aufgabenstellung wurde einmal unzähligen Menschen benötigte Hilfe gewährt, zum anderen entstand einer der ersten, dann auch allgemein Anerkennung findender Frauenberufe. Durch Eintrittsrückgang in den Diakonissenmutterhäusern wurde die Gemeindekrankenpflege in zunehmendem Maß rückläufig. Viele riefen bereits ihr Ende aus. Da entstand vor knapp eineinhalb Jahrzehnten eine neue Sicht der Gemeindekrankenpflege, wonach größere Einheiten zu sog. Diakonie- oder Sozialstationen — wir haben sie zunächst einmal „Zentralen für ambulante Pflegedienste“ genannt — zusammengefaßt wurden. Inzwischen haben neunundfünfzig solcher Zentralen ihre Arbeit aufgenommen. Die Gemeindekrankenpflege ist zu neuer Blüte erwacht.

- Knapp die Hälfte aller Kirchengemeinden der EKHN haben im Laufe der Jahrzehnte eine Kindertagesstätte gegründet und aufgebaut. Diese Arbeit wurde zu einem weiteren „Standbein“ der diakonischen Arbeit der Einzelgemeinde. Allerdings war der Kindergarten eine auch stets umstrittene Einrichtung. Je nach eigenem geistlichen

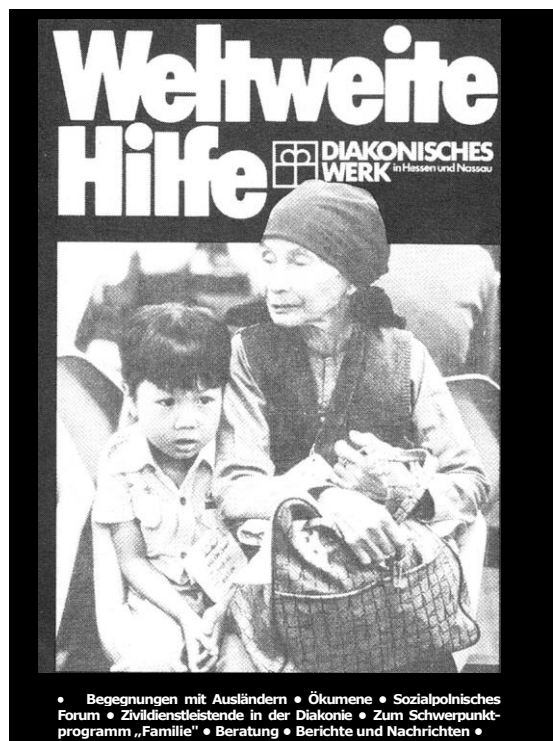


Weltweite Hilfe April/Mai/Juni 1981

Standort wurden hohe bis höchste Forderungen und Erwartungen an den Kindergarten herangetragen. Die Diakonie sah sich genötigt, die Kindergartenarbeit kritisch zu überdenken. Als Ergebnis entstand in den vergangenen Jahren ein „religionspädagogisches Förderprogramm“ für die evangelische Kindertagesstättenarbeit.

- Zu einem Zeitpunkt, als unsere Kirche den brüderlichen Besuchsdienst fast vollständig beendete, wurde in der Diakonie damit begonnen, einen diakonieeigenen „Beratungs- und Besuchsdienst“ ins Leben zu rufen. Inzwischen ist diese Einrichtung auf den Arbeitsfeldern der stationären Jugendhilfe, Altenhilfe und Behindertenhilfe etabliert.

- Die Väter der Diakonie wußten sich den Ärmsten der Armen und besonders auch den geistig wie seelisch eingeschränkt lebenden und behinderten Menschen verbunden und verpflichtet. Es hat freilich bis in unsere Jahre gedauert, bis Behindertenhilfe zu einer selbstverständlichen Pflicht der Gesellschaft – und erst recht der Kirche – sich entwickeln konnte. Heute haben wir einige große stationäre Einrichtungen für Menschen mit bestimmten Behinderungen. Daneben sind aber auch „Freundeskreise für seelische Gesundheit“, Behindertenclubs und ähnliche Einrichtungen entstanden.



Weltweite Hilfe Januar/Februar/März 1984

- Auf die besonderen Probleme, geeignete Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu finden, wurde hingewiesen. Hierzu gehört u. a., daß in den diakonischen Bezirksstellen, also den Dekanatsstellen des DW, eine zahlenmäßig ausreichende und entsprechend qualifizierte personelle Besetzung erfolgte. So entwickelten wir das Programm der Mindestbesetzung, das schließlich auch mit den Vertretern der verfaßten Kirche wie der Kirchensynode abgesprochen werden konnte.

- Der Ausbildung kommt besondere Bedeutung zu, nicht minder der Fort- und Weiterbildung einer qualifizierten Mitarbeiterschaft. Vor fünfzehn Jahren kamen im Blick auf die Ausbildung die Dinge neu in Gang. Als ein Ergebnis kam es zur Gründung der Fachhochschulen für Sozialarbeit und Sozialpädagogik. Die Fachhochschulen in kirchlicher Trägerschaft bekamen einen dritten Fachbereich „Gemeindepraxis“ oder „Religionspädagogik“ hinzugefügt.

- Glaubensansicht und Engagement im vergangenen Jahrhundert führten zur Gründung der Missionsgesellschaften. Die neuere Entwicklung nach dem Jahr 1945 brachte einen ungeahnten Aufschwung der ökumenischen Bewegung; in deren Gefolge entstand auch so etwas wie „ökumenische Diakonie“, ja diese Entwicklung sollte bald eine überragende Stelle einnehmen.

Unsere Verbindungen entwickelten sich in besonderer Weise mit der Waldenser Kirche Italiens. Natürlich bestehen Partnerbeziehungen in fast alle Erdteile. Die vor knapp 26 Jahren ins Leben gerufene Aktion „Brot für die Welt“ entsprach erstmalig einem seit viel längerer Zeit vorhandenen Problem. Dabei handelt es sich lediglich um eine

Spielart jenes alten Werks der Barmherzigkeit, daß nämlich Hungrige zu sättigen sind. Heute ist dafür noch sehr viel mehr Überlegung geboten. Es genügen z. B. keineswegs Hungerspeisung oder „Tage für Afrika“ und lediglich Geldsammlungen. Zum Zusammenbringen des Geldes gehört die intensive Besinnung auf das, was nötig ist, um Menschen ein menschenwürdiges Leben zu gewährleisten.

- Die Industrienation Bundesrepublik Deutschland hat in den Aufbaujahren und in der Zeit der Vollbeschäftigung, als Arbeitskräfte „Mangelware“ waren, Ausländer aus europäischen Nachbarländern eingeladen, hier bei uns mitzuarbeiten. Es kamen viele, denen freilich die menschliche Anerkennung weitestgehend versagt blieb — auch seitens der Christenheit und besonders der evangelischen Kirchen. Die Ausländerarbeit ist heute zu einem Problemfeld sondergleichen geworden, wie die täglichen Auseinandersetzungen leicht erkennen lassen. Um so wichtiger erscheint es uns, daß die biblischen Sachverhalte und Urteile über den Fremden wiederentdeckt und unter die Menschen gebracht werden.

- Es ist keineswegs— wie viele meinen — eine Übertreibung, wenn heute von einer „neuen Armut“ in Deutschland gesprochen wird. Im Gefolge der Rezession, im Gefolge der verschiedenen Haushaltsbegleit- und Haushaltsstrukturgesetze werden gerade im Sozialbereich Sparmaßnahmen getroffen. Dies wirkt sich in der Sozialhilfe aus, dies kommt in der stationären Arbeit voll zur — schlimmen — Geltung und hört bei den Menschen keineswegs auf, die, um Asyl bitend, aus bedrängten Lebenssituationen in anderen Ländern zu uns in die Bundesrepu-



Seit 1981: Diakoniewissenschaftliche Reihe des Diakonischen Werks in Hessen und Nassau, „Themen der Diakonie“

blik kommen. Wenn auf Dauer Hilfe geschehen soll, muß ein Prozeß des Umdenkens stattfinden. Dazu gehört die Einsicht, daß Hilfe für andere Menschen immer auch eine politische Fragestellung und Aufgabe ist. Wer sich dem Evangelium von Jesus Christus verpflichtet weiß, kommt nicht umhin, auf Fehlentwicklungen und entstehende Mängel deutlich hinzuweisen. Die Diakonie der Kirche Jesu Christi ist damit stets auch mit einem politischen Auftrag verbunden.

Die Zusage Gottes

Wir leben davon, daß Gottes Zusagen in Kraft sind und sich bewähren.

Fünfundzwanzig Jahre Diakonisches Werk in Hessen und Nassau, das heißt vor allem und zuerst, daß wir ein Vierteljahrhundert von Gottes Geduld und Vergebung, von seinen uns verliehenen Gaben und vom Engagement vieler Menschen, die in seinem Namen gehandelt haben, leben konnten. Der Dank verdichtet und erweitert sich.

Ich kann es mir nun leicht machen, indem ich wiederhole, was geschehen ist und damit zugleich voraussetze, was fernerhin geschehen wird: Die Gemeindediakonie hat ihren Ausgang im Abendmahl genommen, und auch uns ist heute der Tisch gedeckt, und zwar in der überwältigendsten Weise: „Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde ...“ Wir bleiben keine Fremden, sondern leben in der Gemeinschaft Gottes und Jesu Christi, die allen Menschen offensteht. Hier gilt: „Kommt, denn es ist alles bereit!“

Vom Tisch des Herrn werden Menschen ausgesandt, seine Diakonie zu verbreiten. „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ Freilich geschieht diese Sendung in die Welt hinein so, wie „Schafe unter die Wölfe“ geschickt werden. Gefahren bleiben uns nicht erspart. Auch hier ist „der Jünger nicht über dem Meister“. Er aber ist dabei. Das alte Verheißungswort will gehört und neu verstanden werden: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

40 Jahre nach der Befreiung von Auschwitz

Ansprache zum Abschluß des Mahngangs am 30. Januar 1985

Martin Stöhr

Am 27. Januar 1945 wurde Auschwitz befreit, eines von vielen Vernichtungslagern. Die Befreiung kam für Millionen Juden, Polen, Sinti, Homosexuelle, Russen, Holländer, Deutsche, Franzosen zu spät.

Auschwitz war ein Lager, zu dem die Reichsbahn pünktlich ihre Züge mit Todesfrachten aus allen Teilen des nazibesetzten Europa (gut bezahlt) fahren ließ, wohin die Deutsche Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung zuverlässig ihr Giftgas lieferte (Kurssteigerung ihrer Aktien: 200 YO), wo Ärzte ihre Forschungen trieben, wo Wachsoldaten wachten, wohin Flick, Siemens und IG Farben ihre Produktionsstätten verlagerten. Arbeitskräfte waren billig und massenhaft da. Die Normalität war ins Monströse gesteigert. Die Banalität des Bösen, wovon Hannah Arendt sprach, war alltäglich. Der alltägliche Mord hatte viele praktische und intellektuelle Zulieferer.

Und dann die Befreiung. Ihr vorausgegangen war — das darf nicht vergessen werden — in der Asymetrie von fast wehrlosen Opfern und perfekt organisierter Menschenvernichtung auch der Wille zur Selbstbehauptung, ja zum Widerstand, die Weigerung, seine Würde dem Untermenschen-Programm selbsternannter Herrenmenschen zu opfern. Unser Respekt vor den Opfern schließt die Erinnerung an den Massenmord **und** an den feststellbaren Willen zur Selbstbehauptung ein.

Von Millionen überlebten ein paar Tausend. Sie sind wichtig als Zeugen der Menschlichkeit gegen jede Form von Unmenschlichkeit. Als Überlebende treten sie für ein neues Zusammenleben von Völkern, von Mehrheiten und Minderheiten ein. Als dem Tod

Entkommene sind sie Streiter gegen jede Vorbereitung zum Töten in Gedanken, Worten und Werken. Sie begannen mit dem 27. Januar 1945 ein neues Leben, ließen Erniedrigung, Gewalt, Hunger, Krankheit und Massengräber ihrer Familien und Landsleute hinter sich, um Zeitgenossen zu suchen, die mit ihnen daran arbeiten, daß kein Auschwitz für irgendein Volk oder irgendeinen Menschen irgendwo wieder vorbereitet werden kann. Sie haben ein Mitspracherecht in unserer Zeit für unser aller Zukunft.

Stimmen Überlebender

Die Humanität der Gesellschaft mißt sich auch daran, ob sie die Stimmen derer hört, die massenhaft tot und mundtot gemacht wurden. Wer sein Gedächtnis verliert, gefährdet menschliches Leben. Verdrängen der Vergangenheit macht blind für die Lebenden und Überlebenden, läßt uns in die Zukunft trotten, statt sie überlegt zu gestalten. Deswegen ist es nötig, den Stimmen der Überlebenden aus Auschwitz an diesem Gedenktag zuzuhören. Ich nenne drei Stimmen:

- 1) Elie Wiesel (als 15jähriger vor 40 Jahren aus Auschwitz befreit) formulierte die Fragen an uns am deutlichsten:

„Falls ich versuchen könnte zu verstehen — aber das wird mir nie gelingen —, weshalb mein Volk zum Opfer wurde, so werden andere Leute verstehen müssen oder den Versuch machen müssen, zu verstehen, warum die Mörder Christen, sicher schlechte Christen, aber doch Christen waren. Irgend jemand wird erklären müssen, warum so viele Mörder

- Intellektuelle waren, Akademiker, Hochschulprofessoren, Rechtsanwälte, Ingenieure, Ärzte, Theologen. Die Einsatzkommandos, die das Töten befahlen, wurden von Intellektuellen angeführt. Sie haben gezeigt, daß Wissen ohne Moral zerstört, daß Wissenschaft ohne ethisches Fundament zu einem Instrument der Unmenschlichkeit ausartet." (in: Gott nach Auschwitz, hg. von E. Kogon/ J. B. Metz, 1979, S. 45).
- 2) Samuel Pisar, heute Rechtsanwalt in Paris, mußte als Junge in einem Zweigwerk der IG Farben in Auschwitz arbeiten, nachdem er Dachau und Majdanek überlebt hatte. Er erinnert sich:
- „Die IG Farben symbolisieren alle Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die aus der Allianz zwischen den führenden Männern eines kapitalistischen Großunternehmens und einer totalitären Macht hervorgehen können. Die 1925 gegründete IG-Farben-Industrie war mit verantwortlichen kreativen Managern und ihren wissenschaftlichen Mitarbeitern, unter denen sich mehrere Nobelpreisträger befanden, ein Muster an Leistungsfähigkeit, Erfindungskraft und wirtschaftlichem Erfolg. Und dann plötzlich die ekel-erregende Pervertierung. Dieselbe IG Farben ließ sich mit dem Nazi-Regime ein und baute in Auschwitz eine Fabrik, in der man die erbarmungswürdigen Untermenschen ausbeuten konnte bis zum Tode. Eine neue Form der Sklaverei. Ich weiß es, denn ich war dazu bestimmt, einer dieser Sklaven in Auschwitz zu sein." (Samuel Pisar, *Das Blut der Hoffnung*, 1979, S. 212).
- 3) Marek Anielewicz, der letzte Kommandant des Warschauer Ghettos, schreibt an seinen Freund: „Da wir spüren, daß wir an das Ende unserer Tage gekommen sind, bitte ich dich, bewahre das Gedenken daran, wie man uns verraten hat. Ja, wir wurden verraten. Die Welt wußte und schwieg, unsere Einsamkeit war nur zu vergleichen mit der Einsamkeit Gottes. Die ganze Menschheit ließ uns fallen." (in: *Leben und Glauben nach Auschwitz*, Stuttgart 1980, S. 32).

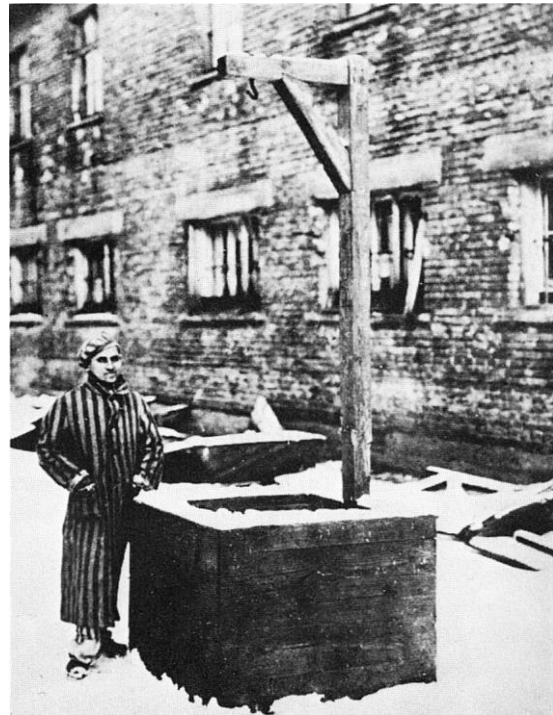
Todesursachen des Gewissens

H. G. Adler hat Theresienstadt überlebt. Er schrieb sein Buch „Der verwaltete Mensch“, in dem er zeigt, wie willfährig alle Großinstitutionen der Gesellschaft und alle Schichten des Volkes an den Straßen, die nach Auschwitz führten, mitgebaut haben, bewußt oder bewußtlos an den Stricken mitdrehten, die sich immer enger um den Hals der Opfer zogen: Schulen und Behörden, Hochschulen und Justiz, Medien und der kleine Mann auf der Straße, Militär und Industrie, Kirchen und Kultur wehrten sich kaum, als sie 1933 gleichgeschaltet und gesäubert wurden. Am 30. Januar — heute vor 52 Jahren — war der Tag der Kapitulation des deutschen Volkes vor Hitler und seinen Bündnispartnern, denen es jubelnd und beklommen, aber mehrheitlich die Macht übergab.

Albert Speer, Hitlers Rüstungsminister und Erbauer vieler Konzentrationslager, schrieb nachdenklich in seinen Erinnerungen: „Die Diktatur Hitlers war die erste Diktatur eines Industriestaates dieser Zeit moderner Technik, eine Diktatur, die sich zur Beherrschung des eigenen Volkes der technischen

Mittel in vollkommener Weise bediente ... als Folge davon entsteht der Typus des kritiklosen Befehlsempfängers." (Erinnerungen, 1955, S. 522 f). Und da für die meisten Leute damals wie heute die Arbeit in kleine Stücke geteilt ist, erscheint ihnen auch oft die Verantwortung zerteilt. Die Scheuklappen wachsen, die Mitmenschlichkeit schrumpft. Dann fragen ein Hochschullehrer und ein Student nicht mehr, wohin der jüdische Professor oder der jüdische Kommilitone verschwand, der eines Tages nicht mehr da war; dann fragt Prof. Sauerbruch nicht mehr, was das Gutachten für einen Dr. Dr. Mengele soll; dann fragen ein Lehrer und ein Pfarrer nicht mehr, warum sie die Ziele der Gerechtigkeit, des Friedens, der Liebe und der Befreiung zurückstellen hinter den Sekundärtugenden Pünktlichkeit, Sauberkeit, Fleiß, Ordnung, Gehorsam. Auf den Dächern von Dachau und Auschwitz standen diese letzten Worte und Werte. Sie sollen Menschen zu funktionierenden Rädchen machen; sie passen sich dann an, passen sich ein in ein System, das nicht fragt, wozu Produktion, wozu Konsum, wozu Erziehung, wozu Wissenschaft, wozu Technik, wozu Glauben, wozu Justiz, wozu Verwaltung.

Albert Einstein schrieb seinem Nobelpreis-Kollegen Max Born, der 1953 in ein „Land der Massenmörder“ — so Einstein — nach Deutschland zurückkehrte: „Wir wissen ja zur Genüge, daß das Kollektivgewissen ein ganz lausiges Pflänzchen ist, das jeweils dann einzugehen pflegt, wenn es am nötigsten gebraucht wird.“ Das Kollektivgewissen — das ist offensichtlich eine seismographisch sensible Instanz, die sowohl im einzelnen Menschen wie in den Institutionen



und Gruppen der Gesellschaft da ist. Aber— Albert Einstein hat recht — es geht häufig dann ein, wenn es gebraucht wird. Die Erfahrung der Nazi-Zeit, und nicht nur der Nazi-Zeit, zeigt: Das Gewissen kann abstumpfen, gekauft und bestochen werden, sich ablenken lassen, die bittere Wirklichkeit abblenden; es kann verfetten, nur noch für mich, nicht mehr für andere arbeiten. Die häufigste Todesursache für Gewissen ist Unzuständigkeit. dort, wo ich eigentlich zuständig sein muß, wo ich der Frage an Kain, an den Menschen, an alle Menschen — Wo ist dein Bruder? — positiv standhalten muß: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Ja, ich soll.

Menschen brauchen Menschen

Gleichschaltung hieß der Altar, auf dem Zivilcourage und Demokratie, Menschenwürde und Mitbestimmungsrecht geopfert wurden. Der Traum von Deutschlands Größe und vom starken Mann wurde gern benutzt, von der Arbeitslosigkeit abzulenken. Feindbilder von Juden und Sozialisten, von Demokraten und Pazifisten machten Politik, zeigten, wie lebendig die Verachtung von Demokratie und Menschenrecht war, wie stark die Judenfeindschaft, die Intoleranz und eine Politik militärischer und nationaler Stärke angebetet wurden.

Und machen wir uns nichts vor: Demokratieverachtung, Judenfeindschaft, Fremdenhaß und Militarisierung waren keine Erfindungen der Nazis. Sie benutzten, was als kräftige Strömungen in allen Schichten der Gesellschaft seit langem da war. Die Bundesrepublik Deutschland ist nicht Weimar, schon gar nicht das Nazi-Reich. Aber noch einmal: Machen wir uns nichts vor: Nicht alles, was in der Nazi-Zeit Macht und Oberwasser hatte, verschwand. Wenn wir nicht wachsam sind, dann gewinnen Gleichschaltung in Gestalt von Anpassung, Feigheit anstelle von Zivilcourage, Gewaltdenken an-



Weibliche Häftlinge auf dem Weg zum Abtransport



Polnische Schulklasse im Lager Auschwitz: vor den Häftlingsfotos getöteter Kinder

stelle von Versöhnung und Verständigung an Raum, dann wird der mühselige Weg, wirtschaftliche Probleme zu lösen, dadurch umgangen, daß Sündenböcke gesucht werden. Unterhaltung statt Engagement ist einfacher, Feindbilder sind simpler als Solidarität, Gedankenlosigkeit ist einfacher als sich Gedanken zu machen. Nicht-sehen-zu-wollen ist bequemer als zu sehen, was alle sehen können.

Wiesel, Pizar und Anielewicz fragen uns drei Dinge:

- 1) Welcher Moral, welcher Ethik gehorchen die Menschen, die durch Wissen, Kompetenz oder Funktion Macht und Einfluß auf andere Menschen haben?
- 2) Wann lasse ich mich, gewollt oder ungewollt, zum Komplizen für Untaten machen, die sich wahrhaftig nicht nur der

24 Auschwitz

Bosheit der Bösen, sondern auch der Tatenlosigkeit der Guten verdanken?

- 3) Lasse ich durch Schweigen, Wegschauen oder Gleichgültigkeit irgendeinen Menschen im Stich, dessen Leben gefährdet ist, weil er anders denkt, anders glaubt oder anders lebt, als die herrschende Mehrheit es will?

Die Opfer von damals behalten ihre Würde. Wir behalten die unsere aber nur dann, wenn wir uns nicht an der Entwürdigung der Opfer durch Gedankenlosigkeit und Vergeßlichkeit beteiligen. Wir haben genau zu fragen, was damals geschah und warum es geschehen konnte. Wer heutzutage und hierzulande sagt: Macht endlich Schluß damit, wer sich zum Rechenschieber und Ausgewogenheitsfunktionär macht; wer Auschwitz mit Dresden, Majdanek mit Gulags, den Holocaust mit Beirut aufrechnet, wer sagt, wir sind eine neue Generation, wir haben aus der Geschichte gelernt — der tötet die Toten noch einmal.

Wir haben sehr genau zu fragen. Warum wurden Juden und Sinti zu Ungeziefer und Untermenschen, wissenschaftlich und vulgär, herunterdefiniert, zu Sündenböcken gestempelt und zum Tode bestimmt? Warum? Wenn Hitler und seine Mitläufer Deutschland, ja Europa judenrein machen wollten, dann wußte Hitler genau, warum. Er hielt das Gewissen für eine jüdische Erfindung, wie er in einem Tischgespräch mit dem Danziger Senatspräsidenten Rauschning formulierte. Für ihn bedeutete eine judenfreie auch eine gewissenfreie, eine gewissenlose Welt. Sie brauchte er. Warum wurden Polen und Russen, Homosexuelle und Pazifisten, ernste Bibelforscher und Sozialisten, Demokraten und Widerstands-

kämpfer getötet? Wenn ich so genau frage, dann kann ich nicht einfach sagen: Die Juden von heute sind ... — und dann kommt eine beliebige Namensliste. Dann können Auschwitz und Holocaust zum auswechselbaren Begriff für jedes Übel werden. Nein, die Juden von heute sind die Juden von heute, die in Israel und in der Diaspora, auch bei uns leben und sicher leben wollen. Die Sinti von heute sind die Sinti von heute, die in Darmstadt lebten und in Mörfelden leben wollen. Und die Türken von heute sind die Türken von heute, die mitten unter uns leben, und die Polen von heute sind die Polen von heute, mit denen wir Versöhnung wollen.

Auschwitz ist weder eine Panne noch eine simple Unterrichtsstunde der Geschichte, die auf bloße Nutzanwendung wartet. Die harten Fakten, die Schreie und Tränen, die Gebete und Flüche der Stummgemachten sind genau wahrzunehmen. Ihnen ist standzuhalten. Wenn das geschieht in Wissenschaft und Politik, im Alltag und in der Schule, wenn ich die Überlebenden und die Opfer nicht zurückdränge, um mich „endlich“ der Zukunft zu widmen, wenn ich also die Verantwortung **für** Juden und Israelis, **für** Polen und Pazifisten, Russen und Sinti wahrnehme und nicht **gegen** sie, dann erst kann ich, dann muß ich wachsam und kritisch fragen, wo denn heute Volksverhetzung oder Volksverdummung stattfindet. Wo gibt es heute Judenfeindschaft? Wo gehen wir heute gedankenlos oder unterdrückerisch mit Minderheiten um? Wo leben Vorurteile und Praktiken, die keineswegs nazistisch sind, aber hervorragend den Zielen der Nazis dienen konnten — wie z. B. rassistisches Denken, Staatsfrömmigkeit,

ethosfreies Produzieren und Konsumieren, Abschreckungsattitüden gegen Fremde und Feinde? Wo wird elitär gedacht, wo wird die Praxis und der Stumpfsinn alter und neuer Nazis geduldet oder verharmlost, wo wird die eigene Identität durch Ausgrenzung anderer Identitäten gesucht? Bin ich zu feige, zu widersprechen und zu protestieren, wenn an Mauern und in Wahlkampfanzeigen vornehm oder brutal Stimmung gegen Ausländer gemacht wird? Eine persönliche Bitte will ich an dieser Stelle an Sie, Herr Oberbürgermeister, richten: Veröffentlichlich Sie nicht nur eine Annonce mit „Festigkeit“ **gegen** die Ausländer, veröffentlichen Sie eine Annonce mit einem „Willkommen“ **für** die Ausländer. — Bin ich zu feige, wenn Apartheid gedacht und praktiziert wird — hierzulande und anderswo?

Soll ich meines Bruders Hüter sein? Ja, sagt Gott, dessen Zeugen in Auschwitz millionenfach umgebracht wurden. Ja, Menschen brauchen Menschen.

Vergessen verspielt Zukunft

Elie Wiesel, ein Überlebender aus Auschwitz, hat auf einer Kundgebung der Künstler für Abrüstung 1982 in New York gesagt: „Sage niemals, daß die Gesellschaft dies oder jenes nicht tun wird, sie wird. Suche niemals Zuflucht in bequemen Vorstellungen, daß die Geschichte schon weiß, wo sie aufhören muß, damit sie sich nicht selbst zerstört. Sie wird es nicht wissen. Dies ist eine Lektion, die ich Jahre und Massaker zuvor gelernt habe. Obwohl der Holocaust allein die Juden betraf, hat er eine Auswirkung auf die ganze Welt. Was einem Volk

angetan wurde, betraf das Schicksal der ganzen Menschheit. Einmal losgelassen, kennt das Böse keine Grenzen mehr...

Gibt es irgend etwas, was wir tun können? Es muß etwas geben. Weder Apathie noch Schweigen sind Antworten. Verzweiflung ist nicht die Lösung. Verzweiflung ist das Thema. Wie kann man nicht verzweifelt sein, wenn man sich Gefahren für den ganzen Planeten gegenübersieht? Früher glaubten wir an die absolute Wahrheit, jetzt sind wir gestraft durch den Besitz absoluter Waffen. Ich gehöre einer Generation an, die durch Massenmord traumatisiert wurde, der damals als etwas ganz Alltägliches angesehen wurde. Jeder, der ein Vernichtungslager gesehen hat, wird bezeugen, daß das Unmögliche möglich wird. Das Udenkbare tritt ein.

Es ist zu spät für die Toten. Ist es auch für die Lebenden zu spät? Es kann sein. Es wird so sein, wenn wir vergessen.“

Das Udenkbare ist gedacht von Menschen — gegen Menschen. Wir haben erlebt, daß es auch getan wurde. Wir Menschen können mehr, als Menschen guttut. Notwendig ist, zu tun, was menschliches Leben und Zusammenleben fördert. Wir müssen also mehr „Gutes“ tun, ganz einfach „Gutes“ — in Gestalt von Gerechtigkeit und Freiheit, Frieden und Menschenrechten. Das Udenkbare für die Menschen ist schon gedacht. Es zu leben und zu gestalten in den immer komplizierteren persönlichen, sozialen und internationalen Beziehungen braucht mehr Phantasie und Energie, als bisher aufgewandt wurden.

Die Befreiung von Auschwitz kann uns vielleicht zu mehr Menschlichkeit befreien. Vielleicht. Hoffentlich.

Wie ein Saatkorn, das in der Erde liegt

Die Kirche in China

Kirchendelegationen aus China besuchen Kirchen und kirchliche Konferenzen in aller Welt. Ökumenische Delegationen reisen immer häufiger nach China. Bischof K. H. Ting, Vorsitzender des Chinesischen Christenrates und der Drei-Selbst-Bewegung, besuchte in der Adventszeit 1983 den Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf. Philip Potter, der scheidende Generalsekretär des ÖRK, erwiderte diesen Besuch im Herbst 1984. Erzbischof Runcie von Canterbury war 1983 in der Volksrepublik, ebenfalls eine Gruppe asiatischer Kirchenführer, zuletzt sogar fünf Römisch-Kath. Bischöfe aus Asien. Die Berichte und Zeugnisse über das Leben der Gemeinden und die Entwicklung der Kirche sind ein wichtiger Beitrag für das ökumenische Gespräch.

Willy Beppler Die Kirche in China ist geprägt von der Kulturrevolution. Die Glaubenserfahrung der Christen und die Gestalt der Kirche sind von dieser Zeit tiefgreifend beeinflusst. Die chinesischen Christen sprechen offensichtlich nicht gern darüber und deuten oft nur an, wie sehr sie „gedemütigt und mißhandelt“ wurden. „Wir sind durch das finstere Tal des Todes geführt worden, wir haben wenig zu befürchten und schon gar nichts zu verbergen“¹ „Wir alle haben schwierige Zeiten hinter uns. Aber unser himmlischer Vater ist gut zu uns gewesen“² Die Leidenszeit hatte ihren Höhepunkt um 1970 und betraf auch andere religiöse Gruppen, sogar die Parteikader (siehe: Denk Xiaoping). Manche wurden auf der Straße als „Rindvieh“ zur Schau gestellt. Mord wird in keinem der Berichte belegt, wohl aber Selbstmord, Tod aus Scham wegen öffentlicher Erniedrigung. Es gab Ge-

meinden, die sagen konnten: „Die Kulturrevolution kam nicht bis zu uns“³ aber das waren sicher Ausnahmen. Ein Christ und ehemaliger Rotgardist schreibt: „Als die Funken der Kulturrevolution alle Teile des Landes erreichten, war ich Feuer und Flamme. Ich fühlte, daß ich als junger Mann aufs Land gehen müßte, um dort meinem Volk zu dienen ... Niemand konnte der Kulturrevolution entkommen. Sie brach wie eine Sturmflut über China herein“⁴)

Der Sturz der Viererbande 1977 brachte die Liberalisierung in Politik und Wirtschaft. Einige Gemeinden hatten sich schon vorher wieder versammelt. Andere wurden erst 1980 von der Veränderung erreicht. Immer häufiger erhielten sie die von den Roten Garden beschlagnahmten Bibeln und Gesangbücher zurück. Kirchengebäude wurden freigegeben und rückwirkende Miete für die Zeit der Enteignung bezahlt. Die Verfassung von 1982 sichert und erweitert in Art. 36 die Religionsfreiheit.

Kirche in der sozialistischen Gesellschaft

Die Kirche in China ist Kirche in der sozialistischen Gesellschaft, wie sie nach der Revolution 1949 geworden ist. „Unser Patriotismus ist nicht einfach nur die Liebe zu einem abstrakten alten Land mit einer langen Geschichte. Es ist zuerst und vor allem eine Liebe zum Neuen China“. Wenn in den 35 Jahren nach der Revolution auch Schlimmes passierte, wird die Entwicklung grundsätzlich bejaht. China hat sich positiv entwickelt. „Wir machen uns keine Illusion über die Einstellung der Kommunistischen Partei zum religiösen Glauben ... Aber um der nationalen Einheit willen respektiert sie die Sitten und Besonderheiten der Men-

schen, einschließlich der religiösen".

„Selbstverständlich ist unser Patriotismus nicht ohne prophetischen und kritischen Charakter. Wir loben nicht blindlings alles in unserem Mutterland"⁵⁾. „Die Kommunisten glauben nicht an Gott. Und sie glauben auch nicht an Götzen. Deshalb sind sie keine Sklaven böser Geister. Und sie befolgen einige Gebote. Das Wichtigste ist, daß wir auf unseren Gott Jehova hören."⁶⁾

Die Christen bewegen sich mit ihrem Glauben vorsichtig, ohne zaghaft zu sein. Sie sind darauf bedacht, die Aufmerksamkeit nicht unnötigerweise auf sich zu ziehen. Wir sind „berechtigt, die große Versorgungshalle (der Brigade) zu benutzen. Wir hätten sie jeden Sonntag für Gottesdienste nutzen können, wenn wir gewollt hätten. Aber wir machten davon mit Rücksicht auf die Empfindungen der anderen keinen Gebrauch .. Darum sind wir bei unseren Hausveranstaltungen geblieben, obgleich wir in jeder Hinsicht eine Einheit sind, eine Kirchengemeinde" ⁷⁾ Die schon in den fünfziger Jahren geführte Diskussion über den Unterschied von Religion und Aberglauben ist wieder aktuell. Der „Genosse Kader" sagte: „Auf Religion habe jeder ein Recht. Aberglauben dagegen müsse beseitigt werden" ⁸⁾

Die Kirche hat nach 1949 ihre schulischen und medizinischen Einrichtungen verloren. Heute empfindet sie das als ein Stück Befreiung. „Wir reisen mit leichtem Gepäck", sagt Ting ⁹⁾. Die Kirche verlor alle Macht, aber aus dieser Machtlosigkeit heraus verkündigt sie die Kraft Christi. Er spricht von einem vierfachen Mandat und drei Prioritäten der Kirche. Die vier Mandate sind: Gottesdienst, Ausbildung des Nachwuchses,



Bischof Ting

die Sorge um die Menschen, Zeugnis. Die drei Prioritäten: Christologie, Evangelisation, Ekklesiologie. Die Frage für chinesische Christen in der Christologie sei: Wie können wir an der Einzigartigkeit Christi festhalten, aber gleichzeitig offen sein für alles, was gut, wahr und schön ist in der Welt? Evangelisation: Die chinesische Kirche ist eine wachsende Kirche und Christen in China „evangelisieren", wenn auch die Formen und Methoden sich sehr unterscheiden von denen der Missionare. Zur Ekklesiologie: Das Verständnis von Kirche sei bei den chinesischen Christen sehr unterschiedlich. Es bedarf darüber noch vieler Gespräche, damit christliches Leben gemeinsam fortschreiten kann von einer nachkonfessionellen Kirche zur Vereinigten Kirche in China 10)

Mission und Kolonialismus

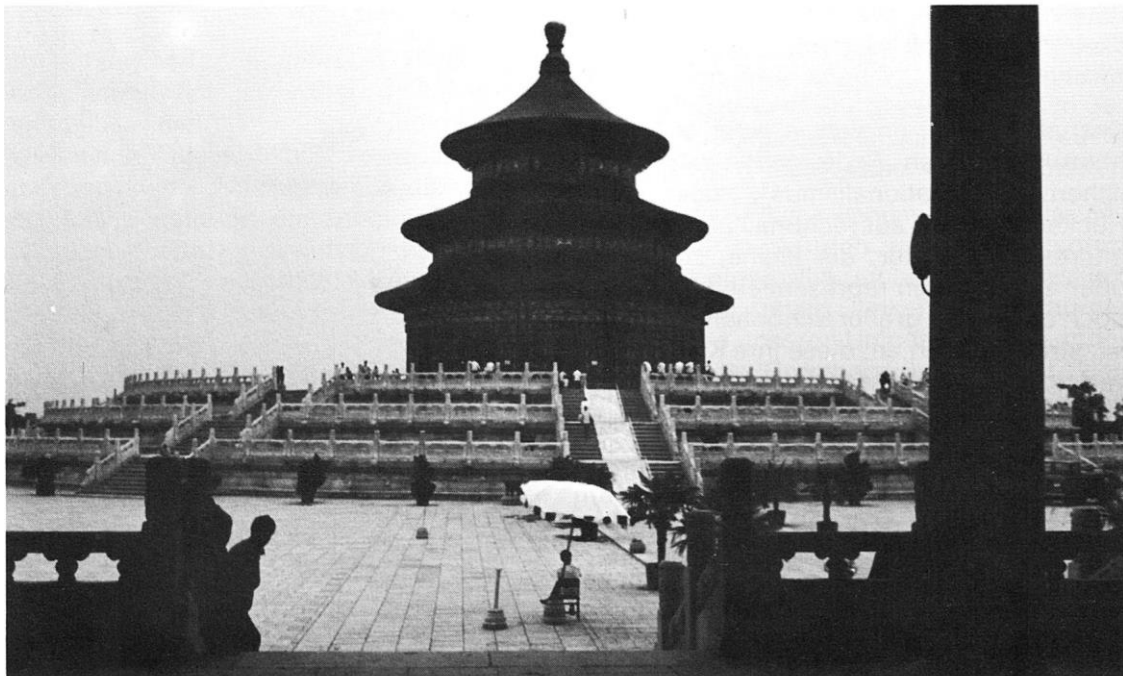
Kirche in China trägt an dem Erbe der Verquickung von Mission und Kolonialismus: „Christentum war immer etwas Fremdes in China. Es wurde vor der Befreiung nur deshalb nicht zurückgewiesen, weil es von den imperialistischen Staaten militärisch unterstützt wurde ... Das chinesische Volk hatte einen Zorn auf die Missionare und die Kirchen. Viele Gebäude waren von Strafgeldern gebaut worden, die durch Gerichtsurteile an Missionsgesellschaften gezahlt werden mußten. Missionare riefen die Kanonenboote ... Für viele Chinesen ist eine Kirche eine Erinnerung an die imperialistische Vergangenheit" ". Man braucht diese Aufrechnung heute nicht mehr besonders aufzurühren; vergessen darf man sie aber auch nicht.

China erlebte vier Missionsepochen. Die Nestorianer kamen (ca. 635) mit den Buddhisten und wurden mit ihnen verwechselt. Als die Buddhisten zu mächtig wurden, wurden sie verjagt und ausgerottet. Die Nestorianer erlitten das gleiche Schicksal. Die Franziskaner kamen mit den Mongolen 600 Jahre später. Als China die Fremdherrschaft abschüttelte, war damit auch das Ende der zweiten Missionsepoche besiegelt. Die Jesuiten wurden von den Mandschus gefördert, ebenfalls Fremdherrn. Das Eingreifen des Papstes im Ritenstreit verärgerte die Mandschuherrscher so sehr, daß sie die Jesuiten vertrieben und deren Missionsversuche mit eisernem Besen ausfegten. Die protestantische Missionswelle kam mit und nach dem Opiumkrieg und war aufs engste verbunden mit der fortschreitenden Unterwerfung Chinas unter die Kolonialmächte. Ihr Ende war 1949 gekommen. Würde sie als

Fremdkörper dasselbe Schicksal erleiden wie ihre Vorgänger? Nur wenn es gelänge, das Christentum in China einheimisch zu machen, sagen die chinesischen Christen, wird es auf Dauer überlebensfähig sein. Die Drei-Selbst-Bewegung hat nach der Befreiung mit ihren Forderungen nach „Selbsterhaltung“ (finanziell), „Selbstverwaltung“ (Leitung) und „Selbstentfaltung“ (Mission) den nicht unumstrittenen Versuch gemacht, den Prozeß der Eigenständigkeit der Kirche einzuleiten. Die chinesischen Christen hatten keine Alternative. Ihre Befürworter und Gegner fanden während der Kulturrevolution durch die Verfolgung zusammen. In den katastrophalen Jahren dieser Zeit ist die Kirche innerlich gewachsen. „Alles, was wir wissen, ist, daß die Kirche in China existiert, kraftvoll und entschlossen“, schreibt R. Fung ¹²? Entschlossen wozu? Die Antwort könnte lauten: Die Herausforderungen anzunehmen, vor denen sie steht. Ihnen wenden wir uns jetzt zu.

Identität und Universalität

Während seines Aufenthaltes beim Ökumenischen Rat der Kirchen sagte K. H. Ting: „Unser Kommen ist — sowohl für die Christen in China als auch anderswo in der Welt — Ausdruck der Einheit des Leibes Christi. Wir lassen nicht nach in unserem Bemühen, die Kirche in China chinesisch zu machen. Das ist für die Kirche Jesu Christi in China heute eine Frage von Sein oder Nichtsein. Solange unsere chinesischen Landsleute das Christentum für etwas „Westliches“ halten, gibt es keinen Weg zu zeigen, daß es seine Mitte in dem universalen und absoluten Anspruch Jesu Christi als Herr aller Männer und Frauen hat. Gleichzeitig ist zu



Kaiserpalast in Peking

sagen, wenn wir nicht an unserer Identität und Eigenart festhalten, werden wir der universalen Kirche nichts zu geben haben" 12?

Die Sätze verweisen auf die Spannung zwischen Identität und Universalität, in der wir als Kirche und Christen alle leben. Die Diskussion darüber brach nach der politischen Entkolonialisierung überall in den Kirchen der Dritten Welt auf und wird verschieden benannt: „Einheimischerdung des Evangeliums“, „Inkulturation“, „Kontextuale Theologie“. Dabei geht es um die Fleischwerdung Christi in China. Auf der Weltkirchenkonferenz in Nairobi wurde gesagt:

.. die Kirche sollte in jeder Kultur Gestalt gewinnen . . . die Verpflichtung auf Jesus

Christus nimmt verschiedene kulturelle Formen an. Dies ist Ausdruck der Katholizität der Kirche" 14) Katholizität ist hier ein anderer Ausdruck für Ökumenizität oder Universalität.

An den Sätzen Tings ist zweierlei zu unterstreichen. Erstens die Betonung, daß nur eine wirklich einheimisch gewordene Kirche die Universalität der Herrschaft Christi glaubwürdig bezeugen kann, ohne in den Verdacht zu geraten, imperialistische Fremdherrschaft zu meinen. Zweitens der Hinweis, daß nur eine selbstgewordene Kirche den anderen Kirchen etwas geben kann. Wer selbst nichts ist, hat auch nichts zu teilen, noch nicht einmal seine Armut.

„Die universale Kirche braucht unsere Treue zu unserer Identität als chinesische Kirche.“¹⁵⁾

Deshalb wendet er sich in einer in Stockholm gehaltenen Rede gegen einen falschen „Internationalismus“, der keine Rücksicht nimmt auf rechtmäßige nationale Interessen. „Völker, die kleine, schwache oder alte Kulturen repräsentieren, in denen doch einiges an großer Schönheit enthalten ist, strengen sich an, diese ihre Kulturen zu verteidigen dagegen, daß sie ins Nichts gestoßen werden durch eine dominierende technologische Gesellschaft, die auf der ganzen Erde alles gleichmacht“¹⁶⁾

Um aber den universalen Charakter der Kirche zu wahren und zu betonen, so heißt es in der 14-Punkte-Erklärung, denke die chinesische Kirche darüber nach, „ob es weise ist, von befreundeten kirchlichen Gruppen und Personen aus Übersee bestimmte Gaben anzunehmen, die uns nicht binden und die die Unabhängigkeit unserer Kirche respektieren, einfach um die Universalität unserer christlichen Gemeinschaft zum Ausdruck zu bringen“. Man solle aber auf keinen Fall „von finanziellen Beiträgen zur Rettung der chinesischen Kirche sprechen“. Die Kirche erfreue sich ihrer Armut und Sparsamkeit.¹⁷⁾

Diese Überlegungen stehen im engen Zusammenhang mit der ökumenischen Diskussion um das „sharing“, auf deutsch: Teilen, Geben, Nehmen, Mitteilen, Sich-mitteilen, Empfangen — was wir sind und was wir haben, als Grundverhalten ökumenischen Lebens der ganzen Kirche als Teilhaber und Miterben Christi.

Nachkonfessionelle Kirche

In einem Gemeindebericht heißt es: „Trotz aller Probleme meine ich, daß wir den richtigen Weg eingeschlagen haben ... Jetzt bilden zwei unserer Pastoren ein Team mit Pastoren, die aus anderen kirchlichen Traditionen kommen; sie arbeiten zusammen und halten gemeinsam Gottesdienste. Es gibt keine Adventistische Kirche mehr. Es gibt eine adventistische Tradition. Aber sie ist Teil der einen Kirche“¹⁸⁾ Aus einem anderen Bericht: „Ich war früher lutherischer Pastor. Pastor bin ich auch jetzt noch“¹⁹⁾ Bischof Ting sagt von sich: „Ich selbst bin Anglikaner, und es gibt viele Christen und kirchliche Mitarbeiter in China, die auch Anglikaner sind. Aber ich kenne keinen, der die Wiedererrichtung der Anglikanischen Kirche will“²⁰⁾

Die Kirche in China sagt von sich, daß sie die konfessionellen Trennwände niedergelassen hat. „Die gegenwärtige Einheit der chinesischen Kirche ist ohne Beispiel“²¹⁾ Der 1980 gegründete Chinesische Christenrat („China Christian Council“) ist eine Organisation, mit der die Kirche sich selbst hilft; aber er ist nicht selbst Kirche. Nachkonfessionelle Kirche meint noch nicht Kircheneinheit. Die Problembeschreibungen erinnern an die Limatexte, in denen die ökumenischen Kirchen gemeinsam mit der Röm.-Kath. Kirche die wachsenden Gemeinsamkeiten in Taufe, Eucharistie und Amt ausgesprochen haben nach einem über 50 Jahre dauernden Dialog. Praktische Zusammenarbeit bedarf der theologischen Übereinstimmung.

Probleme bestehen beim Amtsverständnis, beim Abendmahl, bei der Taufe, im Umgang miteinander: „ ... soweit ich weiß, wurden

in unserer Region in den letzten Jahren mindestens fünfzig Personen ordiniert, und ich würde behaupten, daß die meisten von ihnen dem Herrn gut dienen. Aber einige Brüder und Schwestern in anderen Kirchen nehmen sie nicht an und sind nicht bereit, sie anzuerkennen ... Für mich ist das allerwichtigste, daß wir . . . mit allen Christen zusammenarbeiten, daß wir lernen, zusammen zu beten, Gottesdienst zu feiern und darauf bedacht zu sein, das Wort Gottes zu verkündigen. Deshalb möchte ich gern mit ihnen zusammenarbeiten" ²²? Es stellt sich die Frage nach einem Beitritt zum Ökumenischen Rat der Kirchen. Nachdem alte Belastungen, wie man hört, beseitigt wurden, bleibt eine Mitgliedschaft im ÖRK allerdings solange schwierig, wie die „nachkonfessionelle Kirche“ noch nicht zur Kircheneinheit fortgeschritten ist.

Die Katholiken gehören nicht zur „nachkonfessionellen Kirche“. Zwischen ihr und den protestantischen Kirchen gibt es in China traditionell tiefere Unterschiede, denn sonstwo in der Welt. Anlässlich eines Besuchs in Kanada im Oktober 1981 haben protestantische und katholische Christen Chinas zum ersten Mal offiziell gemeinsam Gottesdienst gefeiert. In einem der Gemeindezeugnisse heißt es: „Ich weiß, daß sich die Katholiken und die anderen Christen heutzutage in aller Welt näherkommen. Das ist in diesem Land bisher noch nicht geschehen. Vielleicht geschieht es auch hier mit der Zeit. Ich habe Zweifel. Aber vielleicht haben die vergangenen Jahre uns Gott gegenüber mehr geöffnet und mehr füreinander aufgeschlossen zu lernen, wo die Stärken des anderen liegen.“²³ Erst in allerjüngster Zeit blieben Kontaktsuche des Vatikan mit China erfolglos.

Rapides Wachstum

Philip Potter berichtete, „die protestantische Kirche in China breitet sich unter extrem schwierigen Bedingungen sehr rasch aus.“ Sie habe es geschafft, „ihre Anhängerschaft von 70.000 im Jahre 1949 auf jetzt mehr als drei Millionen zu steigern“²⁴. Er bestätigt damit andere Aussagen. Besucher schreiben von vollgepackten Kirchen. In den Städten seien über 1000 Menschen bei jedem der drei oder mehr Gottesdienste samstags abends oder sonntags. Hohe Taufzahlen werden genannt. Der Chinesische Christenrat hat 1 Million Bibeln drucken lassen, 10.000 z. B. auch für die koreanische christliche Minderheit im Norden des Landes.²⁵ Ein neuer Katechismus mit 100 Fragen auf 50 Seiten war in einer Auflage von 200.000 in kurzer Zeit ausverkauft. Ebenso erging es dem neuen Gesangbuch in derselben Auflage mit 400 Liedern, 102 von chinesischen Dichtern, 52 sind neue Lieder. Im Herbst 1984 waren mindestens 1800 Kirchen wiedereröffnet. Die Gottesdienste entsprechen in ihrer Liturgie und Gestaltung immer noch westlichen Vorbildern. Die meisten Hausgemeinden bestehen weiter als wichtige Basisgruppen der Gemeinden. Sie sind sehr unterschiedlich geprägt. Zum Teil bestehen Spannungen zwischen ihnen. Einige kapseln sich ab. Sie leben oft in großer Treue zum Evangelium, aber sie brauchen dringend die geistliche Begleitung. Die Kirche leidet an Pfarrermangel. Der jüngste Pfarrer ist 52 Jahre, der älteste 93 Jahre alt. Die Theologische Hochschule in Nanking bildete im Frühjahr 1984 124 Studenten zu Pfarrern aus, ein Drittel davon sind Frauen. Ein neues Studentenwohnheim für 200 Studenten wurde gebaut. Im kommenden Jahr wird eine neue Genera-

tion gut ausgebildeter Pfarrer ihren Dienst aufnehmen. Sie haben auch Malerei und Skulptur auf dem Stundenplan, weil die Kirche überzeugt ist, daß sie wichtigere Mittel zur Verkündigung des Evangeliums im heutigen China sind als das verbale Wort. Zusätzlich gibt es theologische Kurse und im Land theologische Ausbildungsseminare sowie Studienfernkurse. Eine 32-seitige Kirchenzeitung (Tiang Feng) erscheint zweimonatlich. Eine deutsche Besuchergruppe berichtete²⁶⁾ von einer Frau, die nach 25 Jahren Dorfarbeit in den Ruhestand tritt, um sich für ihre Landgemeinde ausbilden zu lassen. Eine Krankenschwester und eine Friseurin bekamen drei Monate unbezahlten Urlaub, um an dem Ausbildungskurs teilzunehmen. China sei das einzige sozialistische Land, in dem der YM/YMCA erlaubt sei²⁷⁾. Zusammen mit dem Gesundheitsamt der Stadt Shanghai wird dort seit letztem Jahr ein Kindergärtnerinnenkurs durchgeführt. Die Kirchen haben auch Zugang zu den Kranken in den Hospitälern.

Die Kirche ist „ganz auf Erwachsenentaufe eingestellt.“ Kindertaufen spielen zur Zeit keine Rolle: „Jeder soll sich selber zu seiner Taufe und seinem Christsein bekennen. Viele chinesische Traditionen sind von magischen Vorstellungen geprägt ... In der Presse wird zur Zeit ... der Unterschied zwischen Religion und Aberglauben diskutiert. Die Erwachsenentaufe hilft hier klarzustellen, worum es bei der Aufnahme in die Gemeinde der Christen geht“²⁸⁾.

Gibt es erklärbare Ursachen für ein so starkes Wachstum der Kirche in China? Man wird zuerst an das glaubhafte Zeugnis der chinesischen Christen in der schweren Zeit denken müssen, aber auch an die Bemühungen um die Fleischwerdung des Wortes

in China, durch die Christus den Chinesen ein Chinese wird. Ich möchte zumindest zu bedenken geben, ob nicht der Marxismus-Maoismus selbst mit seinem säkularisierten biblischen Geschichtsverständnis und den sozialen Heilserwartungen ein Wegbereiter sein könnte für das Verstehen der biblischen Botschaft.

Wir dürfen die Kirche in China nicht idealisieren. Trotz allem Wachstum ist die Kirche eine verschwindende Minderheit von etwa 0,05 % der Gesamtbevölkerung von einer Milliarde Menschen. „Das Christentum wird in China nicht zu einem aufsehenerregenden Baum werden, groß, prachtvoll und mächtig, sondern es ist so etwas wie ein Saatkorn, das in der Erde liegt und zu einem Buschwerk wird, das sich dann in alle Richtungen ausdehnt“²⁹⁾

Anmerkungen

- 1) R. W. M. Fung (Hg), Graswurzel-Gemeinden auf Chinas Boden, Wuppertal/Erlangen 1983, S. 25
- 2) aa0 S. 24
- 3) aa0 S. 84
- 4) aa0 S. 128
- 5) K. H. Ting, A Call for Clarity, fourteen Points, in: Ching Feng, Hongkong, 1981, S. 46
- 6) Fung, aa0 S. 91
- 7) Fung, aa0 S. 26
- 8) Fung, aa0 S. 15
- 9) CCA News, October 1984, S. 11
- 10) One World, Genf, Jan/Febr 1984, S. 17
- 11) Kirche und Christen in China 78, hrsgg. von W. Beppler, Amt für Mission und Ökumene der EKHN 1979, S. 19
- 12) Fung aa0 S. 12
- 13) One World, aa0 S. 17
- 14) Bericht aus Nairobi, Frankfurt 1976, S. 49
- 15) One World, aa0 S. 17
- 16) CCA News, October 84, S. 11
- 17) Ching Feng, aa0 5.39
- 18) Fung, aa0 S. 47
- 19) Fung, aa0 S. 101
- 20) Ching Feng, aa0 S. 46
- 21) ebd, S. 46
- 22) Fung, aa0 S. 77
- 23) epd, ev. information, 16. Jgg. 47/84, S. 11
- 24) Fung, aa0 S. 36
- 25) EMS, Informationsbrief, Nr. 5/84
- 26) In die Welt — Für die Welt, Berichte der VEM, Wuppertal 7/8-84
- 27) Hans-Rudi Weber, One World, No 95, May 1984
- 28) In die Welt ... aa0
- 29) Fung, aa0 S. 114